

Dortmunder Tageblatt

Ersteit täglich
mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.
Abonnementpreis
für das Quartier mit der täglichen Unterhaltungsbeilage
und dem Sonntagsblatt 1.50 Mk.
für das Quartier mit der täglichen Unterhaltungsbeilage
und dem Sonntagsblatt 1.50 Mk.
für das Quartier mit der täglichen Unterhaltungsbeilage
und dem Sonntagsblatt 1.50 Mk.

verbunden mit dem
Lokal-Anzeiger für Dortmund u.örde
und der täglichen Unterhaltungsbeilage
sowie der Illustrierten Sonntagsbeilage.

Erpedition: Dortmund, Bringenstraße 9-11. — Fernsprech-Anschluß Nr. 3299.

Dortmund, Freitag, den 18. Februar 1910.

27. Jahrg.

Nr. 41.

Erstes Blatt.

Zentrum und Bund der Landwirte.

Der Zerfall des Bündnis-Bundes und die Erneuerung der Reichsfinanzreform durch den schwarz-weißen Block hat die Konföderation auch im Reichs-Zentrum wieder näher gebracht. In Preußen haben beide Parteien trotz der Blockperiode im Reichstag ununterbrochen zu einander gehalten. In den Reichstagen im Lande ist man über die Überwindung der Zentrumsherrschaft nicht sonderlich erfreut. Zu dem Mißverständnis über die Reichsfinanzreform gestellt sich der Unmut über die Stärkung der Zentrumsherrschaft. Die Reichsfinanzreform der Konföderation und des Bundes der Landwirte geben sich augenblicklich alle erdenkliche Mühe, die Unzufriedenheit in den eigenen Reichstagsgruppen zu beseitigen. Gelegentlich der neuerdings stattgefundenen Parteiverfassungen des Bundes der Landwirte versuchen es seine Führer, das Zentrum zu hängen, als ob das Bündnis mit der Zentrumspartei ein ganz natürliches und nicht zu erzwingen sei, daß die Reichsparteien dem Zentrum gewisse Konzessionen machen würden. Die Zentrumspartei wird das Gegenteil beweisen. Herr Dr. Dertel, Mitglied der Reichstagsgruppe, ging aber bei der Verhandlung des Reichstags der Konföderation über die von anderen Rednern des Bundes der Landwirte angeführten Gründe hin. Er erklärte in der Öffentlichkeit, daß es entschieden besser sei, mit dem Zentrum zu gehen, als mit dem Bund der Landwirte, dem Bundesgenossen, rebus sic stantibus „Sozialdemokratie“, und in anderen Verhandlungen wiederholte Dr. Dertel denselben Aus-
sage.

Der einflussreiche Leiter des Hauptorgans des Bundes der Landwirte empfiehlt demnach unter gleichzeitiger Zustimmung der freisinnigen Richtung ein Zusammengehen mit der Zentrumspartei. Das Befolgen dieses Rates würde zur Markierung politischer Verhältnisse nicht unwesentlich beitragen. Wie weit aber der Standpunkt des Dr. Dertel von seinen Parteigenossen gebilligt ist, ist nicht zu übersehen. Es kann indes angenommen werden, daß beim Befolgen der Dertelschen Parteipolitik aus dem konföderativen Lager sehr viel mehr zu erwarten wäre. Schrieb doch selbst die Kreuzzeitung am 10. Oktober 1909: „Das Zentrum als konföderativ-katholische Partei ist Unmöglichkeit für den Staat und das Reich.“ So wird die konföderativ-agrarische Partei wohl allgemein die Zentrumspartei geneigt. Man nimmt aber die Zentrumspartei zur Durchführung einer konföderativ-agrarischen-rückwärtsgerichteten Bewegung sehr gern an, und das Zentrum quit-

tiert gelegentlich Schmungelei über einen Gegenstand, der ihm von der konföderativen Seite zuteil wird.

Dem Bund der Landwirte, zu dessen Führern Herr Dr. Dertel gehört, stand die Zentrumspartei von jeher vorsichtig abwartend gegenüber. Die Bemühungen des Bundes, die politischen Parteien auszusuchen und eine agrarisch-wirtschaftliche Vereinigung als Machtfaktor in Deutschland zu schaffen, mußten in der Zentrumspartei auf Widerstand stoßen. Die Einbruchsbefürchtungen des Bundes in der Zentrumspartei wurden auch stets scharf zurückgewiesen. Die Vertreter der Zentrumspartei hatten für solche Unternehmungen nur Spott und Spott. Was natürlich nicht hinderte, daß Zentrum und Bund der Landwirte sowohl im Lande als auch in den Reichstagen möglichst zusammenkamen.

Eine im Jahre 1903 in Heiligenstadt (Hess.) erschienene kleine Broschüre gibt jedoch ein lehrreiches Beispiel dafür, daß die jetzt vom Bund der Landwirte umworbene Zentrumspartei damals über den Bund sehr ungünstig urteilte. Man kann es der Zentrumspartei nachempfinden, daß sie dem Bund der Landwirte freundschaftliche Gefühle nicht entgegenbrachte. Hatte doch schon der erste Vorsitzende des Bundes der Landwirte, Herr v. Pöck, 1895 in Tübingen gesagt: „Das Zentrum muß gesprengt werden!“, und hatte weiter eine im Jahre 1903 erschienene Festschrift des Bundes der Landwirte behauptet, das Zentrum habe dem österreichischen Handelsvertrage nur zugestimmt aus politischen Sympathien für das katholische Österreich und hiermit die ihm obliegende Vertretung der Interessen seiner landwirtschaftlichen Wähler vernachlässigt. In der Zentrumsbroschüre wurde daran erinnert, daß der jetzige Vorsitzende des Bundes der Landwirte, Freiherr v. Wangenheim am 12. Januar 1903 in Breslau sich folgendermaßen geäußert hat: „Was das Zentrum anbelangt, so muß es leider ausgesprochen werden, daß ein großer Teil der Zentrumspresse den Bund in viel geringerer Weise bekämpft, als die Freisinnigen und Sozialdemokraten.“ Und was die Deutsche Tageszeitung angeht, so wird in der Broschüre vom Jahre 1903 darauf hingewiesen, daß diesem „Mittelorgan“ der politischen Zeitung mehr als einmal von der Zentrumspresse vorgeworfen worden war, daß sie ihre Spalten für Angelegenheiten der niedrigen Art öffnete.“ Besonders erwidert war aber die Zentrumspartei über die Veröffentlichung des „Mittelorganes“ in der Deutschen Tageszeitung nach der Ablehnung der Bismarckrechnung. Dieses gegen die Zentrumspartei gerichtete Gedicht, das in der Broschüre zu finden und kommen der Deutschen Tageszeitung“ wiedergegeben wird, beginnt mit den Worten: „Was für Gelehrten umkreist dich, Geldgierige? Blutrot und schwarz — so sind die Feuerwunden! Mittelkaiser — schwarz allein — der Hölle Schrang-
gen!“

Verlagen wollen Dir der Ehrung Preis:
Die? —

Der Verfasser der Zentrumsbroschüre schreibt zu diesem Gedicht: „Die Katholiken quittieren auch über diesen Gegenstand der Deutschen Tageszeitung. Das Mittelkaisergebot wird nicht beargwöhnt werden. Vierzehn (!) Tage später erschien eine tendenziöse Erklärung des engeren Vorstandes, worin dieses Gedicht gemißbilligt wurde. Vierzehn Tage später! Das Gedicht hatte seine Schuldigkeit getan, da konnte man es ja desavouieren.“

Nicht ohne Interesse dürfte es in der Zukunft sein, daß in der erwähnten Broschüre daran erinnert wird, daß im Jahre 1895 der Kaiser zu einer Deputation unter Führung des Bundesvorsitzenden v. Pöck die bündlerische Agitation mißbilligte, „die, über den Rahmen des Zulässigen hinausgehend, kein landesbürgerliches Herz tief kränken mußte“. Das war vor vierzehn Jahren, heißt es in der Broschüre. Nachmittags 2 Uhr wurde die zweite Generalversammlung des Bundes eröffnet und hier sagte Herr v. Pöck: „Die Mahnung seiner Majestät, wir werden uns nicht gern zu Herzen nehmen, wie werden unsere Agitation stets so leiten und führen, daß wir sagen dürfen: es war ein lokales Vorgehen, und es wird ein lokales bleiben. Wir müssen für die Autorität eintreten, und wenn ein hoher Staatsbeamter vor einem Jahre sagte, wir suchten die Autorität herabzusetzen — nein, meine Herren, die Autorität liegt in unserem ganzen Vorgehen, wir stützen die Autorität, aber es muß nur die richtige sein!“

Der Zentrumsspiegel gibt ein treffendes Bild der konföderativen Agitation wieder. Zurzeit liegen sie sich aber trotz alledem in den Armen, beide, die Frage ist nur, wie lange noch das deutsche Volk sich die konföderativ-meritale Herrschaft gefallen lassen wird.
Karl Schumacher.

Deutsches Reich.

Der freisinnige Landtagsabgeordnete Dellius-Halle,

der in seinem bürgerlichen Beruf Postbeamter ist, spricht sich in der Saale-Zeitung energisch gegen die in der Wahlvorlage enthaltene Privilegierung der Beamten aus. Mit Recht sagt er, die Beamten sollten sich bei dieser Einschränkung klar werden lassen, daß ihre Ansprüche dadurch in keiner Weise gehoben wird:

„Ansehen und Achtung bei seinen Mitbürgern kann man nur erwerben, wenn man im Besitze der nötigen Charaktereigenschaften durch seine Tätigkeit zeigt, daß man das notwendige Maß von Bildung, ganz gleich, wie und wo daselbe erworben ist, und gereifte Lebenserfahrung besitzt. Die letztere Eigenschaft insbesondere kann nicht durch irgendwelche Berechtigungen erworben werden, sie wird nur erlangt in der Schule des Lebens. Und da sollte man

meinen, müßte sie in den sogenannten freien Berufen mindestens ebenso häufig anzutreffen sein.

Deshalb ist es für mich ganz klar, daß auch die anderen Parteien dieses sogenannte Privileg ablehnen werden. Die Beamtenschaft kann sich nur gratulieren, wenn dieser neue Stein des Anstoßes schnell beseitigt wird. Das so dringend notwendige gute Einvernehmen zwischen Festbesoldeten und freien Erwerbskräften kann dadurch nur gewinnen. Das Privileg würde eine neue künstliche Schranke sehr zum Schaden des Vaterlandes aufrichten.“

Naumann über Bethmann Hollweg.

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg wird vom Abgeordneten Dr. Naumann in der neuen Nummer der „Hilfe“ scharf kritisiert.

„Er ist“, so heißt es da, „trotz aller Vorzüge kein Mann für diese Stelle! Es fehlt ihm zuerst die bürgerliche Leichtigkeit. Das mag für ihn selbst drückend sein, aber im Grunde schadet es nichts: Deutschland vermag ganz gut etwas Ernst und Grösse zu ertragen, wenn nur sonst etwas dahintersteht. Ihm fehlt sodann die unmittelbare Sicherheit, sich zu geben und seinen Willen den anderen aufzuprägen. Das ist schon bedenklicher, denn beim Reichskanzler hängt viel von der ungelösten Nebenwirkung ab, durch die er die Presse und die Volksmeinung für sich einnimmt. Vor allem aber dieser Mann kennt das Volk nicht! So wunderbar es klingen mag, so ist es doch offenbar, daß jemand Landrat, Regierungspräsident, Oberpräsident und Minister werden kann, ohne ein Empfinden für das Volk zu haben. Die Rede, die er am 10. Februar im preussischen Landtage über die Wahlrechtsfrage gehalten hat, war nicht ohne formale Klugheit, aber völlig ohne inneren Gehalt für das, worum es sich bei der Wahlrechtsfrage handelt. Als Beamter stellt er sich hin und redet gegen den Parlamentarismus an sich. Er hat nur Ironie für die Hoffnungen, daß mit einem besseren Wahlrecht die Zustände sich bessern.“

Der Verband sächsischer Industrieller gegen die Schiffsabgaben.

Der Verband sächsischer Industrieller hielt Mittwoch in Dresden unter Beteiligung von über 300 sächsischen Industriellen seine acht Hauptversammlung ab, in der zur Frage der Schiffsabgaben folgende Resolution einstimmig angenommen wurde: „Die heutige Hauptversammlung des Verbandes sächsischer Industrieller erhebt nochmals entschiedenen Einspruch gegen die von preussischer Seite geplante Veränderung der Reichsverfassung zur Herbeiführung der Möglichkeit der Erhebung von Schiffsabgaben. Sie erachtet es dem Geiste der Reichsverfassung widersprechend, wenn bedeutende Bundesstaaten des Reiches durch Mehrheitsbeschluß majorisiert werden könnten, namentlich wenn es sich um Wirtschaftszweige, wie das sächsische, handelt, dessen Bedeutung in der Reichsverfassung, daß weder kräftiges Ausschließen noch die Behandlung mit einer geschäftlichen Wunde im Stande sein würde, die Dede in ihren unbeschädigten Naturzustand zurückzuführen. Er gewinnt die Erkenntnis, daß das Reichsgebiet mit großer Beharrlichkeit sich auf der rauesten Unterlage festhalten, und er dachte daran, die Dede gelegentlich einer Gewalttat zu unterlegen und sie unter die Walzen der Dede zu legen. Weil aber die Schneewetter die Straßen nicht mit der Walzenbürste behandelt werden, so mußte er die Dede bis auf den Lenz verschoben und somit für den ganzen Winter auf den Genuß der zweiten wackelnden Dede verzichten.“

Es war schon spät geworden, und Heinrich hatte bei der Eile, mit der er zur Schule ging, keine Zeit, um richtig an Thea zu denken. Dann nahmen die frischen Augen seiner Jungen seine ganze Aufmerksamkeit und Geisteskraft in Anspruch, und erst beim Hingehen kam Theas zurückgedrängtes Bild wieder vollständig in seiner Seele zum Vorschein. Früher hatte er dies Bild in seinem Innern nur mit Freude betrachtet. Seit gestern betrachtete er es mit Leidenschaft und Angst. Seit er fürchten mußte, daß Dr. Kane in all seiner schneidenden Eleganz vielleicht als sein Nebenbuhler auftreten würde, war ihm seine Liebe zu Thea und die Liebe zu Thea zu deutlich geworden, wie das sächsische, handelt, dessen Bedeutung in der Reichsverfassung, daß weder kräftiges Ausschließen noch die Behandlung mit einer geschäftlichen Wunde im Stande sein würde, die Dede in ihren unbeschädigten Naturzustand zurückzuführen. Er gewinnt die Erkenntnis, daß das Reichsgebiet mit großer Beharrlichkeit sich auf der rauesten Unterlage festhalten, und er dachte daran, die Dede gelegentlich einer Gewalttat zu unterlegen und sie unter die Walzen der Dede zu legen. Weil aber die Schneewetter die Straßen nicht mit der Walzenbürste behandelt werden, so mußte er die Dede bis auf den Lenz verschoben und somit für den ganzen Winter auf den Genuß der zweiten wackelnden Dede verzichten.“

Als er in die Haustüre trat, kam ihm Herr Dichtenburg entgegen und flüsterte ihm ein paar Worte zu. Heinrich antwortete ebenso, lächelte befriedigt und sagte hinzu: „Haben Sie sich also hier im Haus für auf und laufen Sie Herrn Dr. Kane, wenn er heimkommt, wie zufällig in den Weg. Seien Sie klug. Dann können Sie aus der Sache lange Vorteile ziehen.“

Beim Mittagessen im Stern teilte er dem Referendar mit, es sei ihm bereits gelungen, die Anstellung des künftigen Reichshofmarschallers bei Herrn Naupach zu bewirken. Nun suchte Sie Herrn Dichtenburg recht vorsichtig für sich zu gewinnen. Die Unterhandlung mit ihm ist eine schwierige Aufgabe, die ich Ihnen nicht abnehmen kann. Sie machen das als Jurist wohl geschickter, als ich, und ich denke, in ein paar Tagen haben Sie den Mann leicht soweit gebracht, daß er Ihnen aus dem Geschäft alles wiederplaudert. Aber vorsichtig müssen Sie sein!

Auf der Brantfau.

Humoristischer Roman von Felix Brenta. 12

Während beim Erwachen besagte ihn das große Vor-
bild, heute an Herrn Naupachs Bank angestellt zu sein, ein eigenes Geld zu verdienen und mit seinem nicht mehr von Linsens Gnade und Ungnade abhängen. Er wurde selbständiger Kapitalist. Was sollte ihn in dieser Lage, die Arbeit des entwichenen Linsens zu tun und in der unfreundlichen Umgebung des ungeheiligen Morgens die Stiefeln fänt-
Wieder zu putzen? Nichts verpflichtete ihn seiner Meinung nach dazu.

Er freilich meinte, daß ihn das Ohrgefühl und die Liebe dazu verpflichtete, seine arme alte Frau die Versorgung ihrer Kinder zu unterstützen. Vater hatte die Gegenmeinung auf, daß Ohrgefühl und Liebe beim Stiefelputzen ganz überflüssige Sachen seien, und daß das Stiefelputzen auch ohne diese Augen den ganz gut von Rosa besorgt werden sollte. Diese Ansicht war theoretisch nicht zu widerlegen, aber praktisch als wertlos, weil das Rosa noch da war, und im Vertrauen auf eben diese Abwesenheit des Rosa fühlte sich Frau Dichtenburg noch als Alleinvertreterin im Reiche der Töne und des Geruches mit gewohntem Nachdruck aus.

Die Sache war höchst ungerecht, wenn man bedenkt, daß Peppi vorher Bog' d'iden Schwanz blutig ge-
bissen hatte, Bog' unschuldig, weißen Wurstschwanz, der sich so langsam und harmlos hin und her bewegte, wie an einem dörfligen Sonntag-Nachmittag im heißen Sommer das Pendel der Kirchturmsuhr. Tatsächlich hatten die lieben Tiere nur ein wenig miteinander gekipelt, wobei Bog' den Patriottismus des deutschen Militärhundes zur Geltung gebracht hatte, während Peppi in die Hufe eines chinesischen Bogers hineingebracht worden war. Als sich Frau Dichtenburg in der Frage der hohen Politik handelnd einmischte, übergriff sie entschieden, wie so oft, ihre Befugnisse, und zwar ohne mit ihrer Einmischung einen Erfolg zu erzielen, was ja in der hohen Politik vorwiegend.

Herr Feuer ludigte die Weisheit des starken Mannes, kleinen Zwischenfällen keine Bedeutung beizulegen. Er schleuderte mit einem leichten Jucken seines linken Beines, welches ebenso lang und kräftig war, wie das rechte, den schwer verwundeten Hufschmel in die Ecke, wo er ächzend seiner völligen Auflösung entgegen-
sah, und bat bescheiden um Wachsgerat, damit er sein Schuhwerk für den Schulweg in Stand setzen könne. „Sie wollen doch nicht etwa in Ihrem Zimmer Stiefeln putzen?“ fragte Frau Dichtenburg beleidigt.

Herr Feuer wollte das allerdings, aber Frau Dichtenburg bedeutete ihm, daß eine solche Schmutzarbeit im Wohnzimmer unzulässig sei.

„Ich arme, alte Frau“, sagte sie, „ich habe dann wieder den ganzen Tag zu sorgen und zu schaffen, den Herren den Dreck zuzuräumen, und eine Menge Dienerschaft für andere Leute zu bezahlen.“

Verständlichen Ausführungen war Herr Feuer jederzeit zugänglich; er nahm seine verbesserische Absicht zurück, ging wieder in sein Zimmer, nahm seine Stiefeln zur Hand, kam wieder in die Küche und machte sich ans Werk. Anfangs wollte es nicht recht klappen. Aber Frau Dichtenburg unterwies ihn mitleidlich in dem Gebrauch und der richtigen Reihenfolge der verschiedenen Bürsten, und nach einiger Zeit bestanden die Stiefeln war es Herrn Feuer gelungen, trotz der Winterkälte in wohlthätigen Schweiß zu geraten und mit gewaltigen Strichen nicht nur seine Stiefeln, sondern auch den linken Arm und den heraufgestrichelten Hemdärmel glänzend schwarz zu polieren und die übrigen Gegenstände seines Reifers mit schwarzen Punkten zu verzieren.

Die Arbeit floß ihm um so munterer fort, als sie von guten Neben begleitet wurde. Heinrich stattete natürlich Bericht von Theas Familiengründung ab, und Frau Dichtenburg geberdete sich so glücklich, als wäre sie durch diese zarte Aufmerksamkeit Theas zur Großmutter gemacht worden.

Sie floß fast eine Stunde lang nur von Schmeicheln über, hatte die kleinen Geschöpfe natürlich sofort in einem Korb mit Betten und Genuß herübergeholt, ergab belohnend alles Schellen und machte Herrn Feuer nur ganz kleine Vorwürfe, daß er sein Zimmer nicht geheizt hatte. Diebevoll war sie nun um ihre kleinen Entschelten bemüht und wich fast nicht von dem Korb, der diese Freude einschlöß.

Nicht einmal etwas Stärkendes kostete sie sich heute aus dem Keller. Das Rosa war inzwischen gekommen und mußte an ihrer Statt zum Rotwein gehen. Nach einer halben Stunde hatte das Rosa von dem ununterbrochenen Auf- und Absteigen der Kellertreppe geschwollene Knie und war unfähig, ihren Dienst noch weiter zu versehen.

Auch Herrn Feuers mollene Dede konnte sie infolge dessen nicht reinigen, und Heinrich erkannte bei persön-

Handel und
Konfabrik für D
sonstige Eignung des V
tion die Bilanz und
des abgelaufenen Geschäft
tlichlich des Vortrages
den 11533,739 M
1908. Nach Abzug
Abgrenzungen und ein
in Höhe von 120 000
Meinungen von 7 787
Auf Antrag der
den 19. März cr. einbe
Verteilung einer Divi
zu vorschlagen, von
(400 000), dem Bean
M. 262 856 auf
auf Wechsel-
7) M. auf Proflon
Unter- und Exportant
Genuss auf Effiz
7) (515 500) M.
die, einen burghaus
des Geschäft der Ban
Der Umsatz stieg vo
100 000 M.

Literatur
ringsum. Der L
feindliche Macht gegen
und, lebend, neben
erdrückt. Alle mö
der körperlich schwe
versteht, feinste Sinne
wird, fast schloßlos p
stärker beizutreiben
des zusammengehörig
kuppen, Klopfen, und
den, Sämmern und Rie
des, das Ringeln der
gen, als letzte Ernerun
Autos. Zu diesem
den Rärm des Wirtse
der gewollte, lösch r
dem Bedürfnis der
gen, seine Begleitern
auf der Art, ohne Gerä
tallung re. „Bewähru
einen Unsterblichkei
der selbsthändig, aus
höchster Kulturform
mer aufzuweisen, die
st. Und zu den primi
den beiden Reden lebte
alle multitalentige Unt
Ballung, die Klaviers
des Schweben, die des m
umvorplage. Und h
erregt, hervortritt, her
als und Erbschafts
als und Erbschafts
als und Erbschafts
der Seele und Pöle,
sind französische C
Veränderungen einer in
in Kritikerin. „Die M
der. Der Verfasser die
wird ganz richtig, u
zu den außen kommt
die Kritik gegen, u
jedem vor allem das
im ärmsten Sozialen
ern.

Die nordische Gen
2. von Rugland, wic
von „Geschicht und G
stift im Verlag der
d. 2. Aber nach ihre
gebildet, wodurch da
schen Berühmter her
des von denen Kath
er mit unter Alexan
der Anmerkungen
haupt Professor Dr.
nationale Weise, w
in der Als der Stilt
er weiter behandelt
Entwicklung in Freib
beachtet. Belebt in
von einem Gabelbe
beachtet. Belebt in
die zur größeren A
des Beibehalt „Sexu
einer Frauen, et
Kulturation aus fossil
Eure, Völkern und
Beirhalten. u.
nuz 4,50 M.).

Letzte Te
Erkenntung
erlin, 17. Febr. 2
das Schick in de
Drogen haben in
ange und Vorträge
Rahler und Re
erlin, 17. Febr.
schwischen 1888-1
Dispositionen der
falsch bei Gefühms
durch seine C
ner und daß vom
Zergerum eingeleit
zu bekennen w
Sandwichsitzkreis
des Dr. Wajkshat
neilhaft. Graf C
Mittelmeerfahrt
erlin, 18. Febr.
er wird, erwart
es am 24. März g
stunet, daß Gwä
den befehlen wird.
Die Herreilich-zustig
erlin, 18. Febr.
besteht: Wie be
den Detereich und
angst, so daß ein
dazw Zeit zu w
stift zu kommen.

Zweites Blatt.

Leichtfertige Berichterstattung.

Man schreibt uns: Unter der Überschrift: „Zuspitzung der Lage im Ruhrgebiet“ veröffentlichte das Berliner Tageblatt in der Morgenausgabe vom 3. Februar d. J. einen Artikel, in welchem die Lage im Ruhrgebiet infolge der Handhabung des Arbeitsnachweises des Gesamtverbandes als äußerst bedenklich bezeichnet wird. Dies Urteil stützt sich auf eine Berichterstattung, die vollständig aus der Luft gegriffen ist. Zunächst wird die Behauptung aufgestellt, die Ruhrabod habe deutschen Bergleuten die Arbeitsnachweise gekündigt, um sie für — Ungarn — freizumachen. — Zur Illustration der Tätigkeit des Arbeitsnachweises wird sodann berichtet, einem Bergarbeiter, der auf der Zeche „Hardenberg“ in Arbeit zu treten wünschte, sei auf dem Arbeitsnachweismuseum in Dortmund erklärt worden, daß er nur auf Zeche „Kaiserstuhl“ oder „Kaiserstuhl“ Beschäftigung erhalten könne. Auf dieses Bitten habe man dem Arbeiter schließlich einen Schein ausgestellt, mit dem er zum Pastor in Lindenhorst gehen sollte. Dieser habe ihn gefragt, ob er organisiert, Sozialdemokrat, und ob er aus der Landeskirche ausgetreten sei. Nach sehr gut bestandener Prüfung habe der Mann dann von dem Pastor eine Bescheinigung, und auf Grund dieser endlich Beschäftigung auf Zeche „Hardenberg“ erhalten.

Der Pastor von Lindenhorst hat der Presse bereits die Nachricht zukommen lassen, daß die Mitteilung von Anfang bis Ende erfunden sei. Ein Bergmann mit einem Schein sei niemals bei ihm gewesen.

Abgesehen hiervon habe er es niemals für richtig gehalten, einem Arbeiter um seiner Parteizugehörigkeit oder um seiner Stellung zur Kirche willen, seinen Arbeitsverdienst zu erschweren. Auch der Arbeitsnachweis des Gesamtverbandes hat eine Berichtigung der unwahren Mitteilung gefordert. Während alle Blätter, welche den fraglichen Artikel abgedruckt haben, auch die sozialdemokratischen, die Berichtigung gebracht haben, glaubt das Berliner Tageblatt sich dieser selbstherrlichen Ausmaßspflicht entziehen zu dürfen. Es hat die Berichtigung des Arbeitsnachweises, die ihm in einem eingeschriebenen Briefe zugestellt worden ist, bis heute nicht aufgenommen.

Die überaus mangelhafte Berichterstattung eines Teiles der Presse über die Vorgänge in den Ruhrrevieren, insbesondere im rheinisch-westfälischen Bezirk, hat schon häufig Anlaß zu berechtigten Klagen gegeben. Auch der „Zeitungsvorlag“, das Organ der deutschen Zeitungsbefreier, hat diesen Mißstand wiederholt getadelt und den Zeitungen größere Gewissenhaftigkeit in dieser Hinsicht empfohlen.

Uebertreibungen der gesellschaftlichen Maßnahmen zum Schutze landwirtschaftlich hervorragender Gegenden.

Gegenüber der an sich berechtigten Bewegung für Heimatschutz und gegen die Vernichtung des Landschaftsbildes macht sich, wie dem Sanftmütigen mitgeteilt worden ist, seit einiger Zeit auf Grund von Forderungen in der Auslegung und Ausführung der entsprechenden behördlichen Bestimmungen in den Kreisen des Handels und der Industrie die Besorgnis geltend, daß hierunter die berechtigten Interessen dieser Erwerbskreise leiden könnten. Gewiß ist es wünschenswert, Kunst und Technik, künstlerische und wirtschaftliche Forderungen und Interessen in Einklang zu bringen, aber darüber muß in der Lage sein werden, in den Geist des künstlerischen

Forderungen die Interessen von Handel und Verkehr in erster Linie zu berücksichtigen sind. Gewerbe, Handel und Industrie danken ihren Aufschwung in nicht geringer Weise den neuzeitlichen Betriebsmethoden der modernen Propaganda und der Art und Weise, wie der moderne Kaufmann auch rein äußerlich auf seine Waren aufmerksam macht. Namentlich gehört hierzu die Ausstattung der Ladengeschäfte, und die Art, wie die Aufmerksamkeit der Abnehmer durch Plakat, usw. für die betreffenden Waren interessiert wird.

Es würde eine schwere Schädigung für die Wirtschaft bedeuten, wenn auf diesem Gebiete unnötige behördliche Eingriffe dem Kaufmann das Leben schwer machten. Dazu kommt, daß die Behörden ohne genügende Studien wohl kaum immer auf den ersten Blick in der Lage sein werden, in den Geist des künstlerischen Einwirkens, und diesen, wo es notwendig ist, mit den gewerblichen Interessen vereinigen. Behördliche Maßnahmen sind aber auf diesem Gebiete umso mehr überflüssig als der Geschäftsmann, der von der Gunst des Publikums lebt, schon von selbst vermeiden wird, den Anblicken der öffentlichen Meinung durch nicht angebrachte Art der Reklame herauszufordern.

Gewerksvereins-Teil.

Zur Aufklärung über die Bewegung der Hohenfelder auf der Friedrich-Alfreds-Hütte, Rheinhausen!

Die beteiligten Organisationsvertreter seien sich veranlaßt, der Öffentlichkeit über die tatsächlichen Ursachen und den Verlauf der Bewegung, Aufklärung zu geben.

Nachdem in letzter Zeit verschiedentlich in fast allen Betrieben der R. A. S. Lohnreduzierungen vorgenommen wurden, die speziell im Hohenfelder 4—5 Mark wöchentlich betrugen, war die Erregung der Arbeiter bis zur Siebthe gestiegen. Dies führte dazu, daß die Arbeiter vom Hohenfelder, — die zum größten Teil

unorganisiert sind, — ohne jede Ueberlegung und vorherige Rücksprache mit irgend welchen Organisationsvertretern, am 13. nachts und am 14. morgens, die Arbeit niederlegten. Die Organisationsvertreter konnten selbstverständlich für dieses Vorgehen keinerlei Verantwortung übernehmen, versuchten aber trotzdem im Interesse der beteiligten Arbeiter, sowie der Allgemeinheit, eine Verständigung mit der Firma herbeizuführen. Die Arbeiter hatten schon durch eine Kommission mit der Firma verhandelt, und den Wunsch geäußert, die alten Lohnsätze wieder einzuführen. Wie bemerkt hierbei ausdrücklich, daß die Arbeiter keinerlei Lohnreduzierungen forderten, sondern nur die Aufhebung der Lohnabsätze beantragten. Dieses wurde rundweg abgelehnt. Herr Direktor Dr. Hilbert erklärte sogar, daß innerhalb von zwei Jahren an seine Aufhebung der Lohnreduzierungen, beziehungsweise Erhöhungen zu denken sei.

Am 15. vormittags 11 Uhr, versuchten die Organisationsvertreter durch telefonische Anfrage festzustellen, ob die Firma gewillt sei, mit ihnen in Verhandlungen zu treten. Die Firma lehnte dies jedoch ab, wie aus dem Wortlaut des nachstehenden Telegramms zu erhellen ist. Das Telegramm hat folgenden Wortlaut:

Hohenfelder, 15. Februar 1910.
Duisburg.

Auf Ihre telefonische Anfrage mitteilen wir, daß wir bereits eine Deputation, bestehend aus unseren Arbeitern, empfangen haben und bedauern müssen, mit Vertretern der Arbeiterorganisationen nicht verhandeln zu können.

Alfreds-Hütte.

Nachdem dieser Versuch erfolglos verlief, wandten sich die Organisationsvertreter an den Bürgermeister in Hohenfelder, um ihn zu veranlassen, vermittelnd einzutreten. Dies wurde bereitwillig zugesagt. Leider war der Versuch des Bürgermeisters erfolglos und berief sich die Firma auf nachfolgenden Anschlag, von dem sie nicht abgehen konnte. Der Anschlag, der

Aussteuer-Artikel.

Spezial-Abteilung für Bettwaren.

Bettfedern, Daunen, Daunen-Satins, Bettbarchende, Matratzendrolle
in allen Qualitäten und Preislagen.

Eisenbettstellen von 9—35 Mk., Kinderbettstellen, Holzbettstellen von 19—40 Mk.
Holl. Kapockmatratzen, bester Ersatz für Rosshaar. Pat. Zugfeder-matratzen von Westphal & Reinhold.
Selbstgefertigte Seegras und Sprungfeder-Matratzen.
Steiners Reform-Betten.

Grosses Lager in hocheleganten engl. Metall-Bettstellen, Messing-Bettstellen.

Reiche Auswahl!

Billige Preise!

Rose & Co., Dortmund.

Auf der Brauttschan.

Humoristischer Roman von Felix Brenta. 11

Der Heffendorn schüttelte ihm ebenfalls die Hand, begrüßte es sei ihm eine Ehre gewesen, und sprach seinen begeisterten Dank für Entwürf und Beihilfe zu dem verschmitzten Kriegsplan aus, was ihm ebenfalls sehr recht von der Zunge ging, weil er Heffers Vorschlag tatsächlich für eine ganz tadellose Sache hielt, und hinter der verschmitzten Stirn des blonden Heffers kein Falch zu vermuten war.

Gutlich ging Heinrich in sein Zimmer hinüber und dachte noch eine Stunde lang auf dem Sofa von etwas Angenehmem zu träumen und dann erst zu Bett zu gehen. Kaum war er jedoch über die Schwelle getreten, als ihm ein scharfer Klagengeruch beleidigend in die Nase stieg.

Er war den Tieren eben nicht feindlich gesinnt, doch ging das Maß seiner Freundschaft nicht über eine gewisse planmäßige Zuneigung hinaus, und wenn er auch einmal einen Hund um seiner treuen Augen oder eine Katze um ihrer stolzen Anmut willen lieb gewann, so blieb diese Liebe kühl und frei von allem Verlangen des Desires. Er liebte es nicht, Tiere um sich zu haben. Das Wohlsein eines Hauskatzenweibchens hatte ihn im Arbeiten gefesselt, und in sonderbarem Gegensatz zu seiner derbsten, durchaus nicht nervösen Körperbeschaffenheit war sein Gemüthsinn so überempfindlich und reizbar, daß es ihm gerade unmöglich schien, die Gegenwart auch der kühleren Katze zu ertragen.

Das hatte er vor einigen Wochen Frau Vichtenburgs kleinen großen Kater gegenüber erwiesen, der auf dem Boden lag und ihn anstarrte. Oder vielmehr nicht starrte. Denn sein Katercharakter war viel zu vornehm, um sich beleidigt fühlen zu lassen, so wie die dummen Hunde es tun. Vichtenburgs Kater war ein feiner Herr, und er hatte sich nicht auf Befehle oder Wünsche, so ganz oder streng man auch seinen Namen flüstern mochte, er ließ sich nicht von einem Menschen in die Pfoten stellen. Er schauerte vor dem Menschen und annahm angeschämmt, auf seinem Fleck, ohne sich zu rühren, sein rotes Schnäuzchen selbstzufrieden in die Luft reckend und dann eine lässige Bewegung machend, wenn Luft und Neigung ihn gerade dazu trieb.

Eines Tages nun hatte ihn Lust und Neigung in das Zimmer des Kandidaten getrieben, woselbst er ohne alle Rücksicht seinen Katerbedürfnissen hatte die Flügel schiefen lassen. Als Herr Heuer nach Hause kam, sah er ihn mit dem Ausdruck unnahbarer Würde neben dem Fußteppich des Schreibtisches sitzen, auf dem Teppich selbst aber hatte er eine Tat verübt, die stark war.

Herr Heuer geriet in Zorn, zählte langsam bis Hundert, um sich seiner ungerechten Ueberreizung schuldig zu machen, wobei er sich zu größerer Beruhigung die Nase aufhielt. Nachdem die Beruhigung eingetreten war, ließ er seine Nase los und ergiff dafür den Säulder bei seinem dichten seideweichen Genickpelz. Kühl abwägenden Geistes verabreichte er ihm auf diejenige Stelle, mit der er geküßelt hatte, zwölf gerechte Schläge, während er ihn mit der Linken das rosigte Schnäuzchen tief auf den Schenkel seiner Linde herniederdrückte. Er ließ ihm das Unpoffende seines Benehmens so nachdrücklich unter die Nase, daß Peter tatsächlich die Farbe wechselte.

Nach gewissenhaft vollbrachter Büchtlung verlor Herr Heuer kein Wort weiter über die Sache, und als er stumm die Tür öffnete, genügte das, um den stolzen Peter zu bewegen, sich ohne Gruß, aber mit großer Schnelligkeit zu entfernen. Mit Schmach und Schlimmerem bedeckt, kloß er in den Keller, kam nach fünfminütigem stillen Reinigungswerke wieder an das Licht des Tages, rein und strahlend, wie je zuvor, setzte sich lächelnd vor die Haustür und ließ die Spitzen seines Schnurrbarts in der Sonne schimmern.

Herr Heuer aber würdigte er seitdem keines Blickes mehr, behandelte ihn mit Verachtung und vernied es, die Schnelle des roten Menschen wieder zu betreten.

Der heutige Klagengeruch konnte also unmittelbar von Peter herrühren, sondern nur von dessen Gattin Wiege. Heinrich machte Licht. Aber nirgendwas war trotz ihres unheimbar vorhandenen Seelenhaftes Wieges sichtbar Verleumdung zu entdecken, weder auf dem Sofa, noch auf, in oder unter dem Bett, noch in irgend einer Ecke des Zimmers.

Heinrich aber ließ sich nicht beirren. Er war dem Astronom Heuer vergleichbar, der eines Tages den Zeigefinger nach einer verächtlichen Stelle des Himmels reckte und ausrief: „Dort stimmt etwas nicht. Dort muß sich ein bisher noch ungleicher Planet störend umher-

treiben.“ „Wir sehen nichts“, rief lachend das Heer der Spötter und Zweifler. „Sucht, so werdet Ihr finden“, entgegnete schlicht der gläubige Forscher. Und eines Tages reichte ein anderer Sternforscher namens Galle sein bestes Sonntagsernter nach derselben verdächtigen Himmelsstelle, auf welche Heuer mit den Fingern gezeigt hatte, und zog den heimlichen Störenfried Reptun aus seinem Versteck an das Licht der Wissenschaft. Der Reptun war entdeckt und verurteilt hatte recht.

Heinrich aber war heute Heuer und Galle in einer Person. Er vermutete und entdeckte die unsichtbare Wiege, die er deutlich gerochen hatte, nur daß er sich statt eines Fernrohrs einer wollenen Decke bediente. Er pflegte nämlich unter einer wollenen Decke zu schlafen und diese einfache Hülle nur in der kältesten Jahreszeit durch eine zweite wollenen Decke zu verwechseln, die so lange sie nicht gebraucht wurde, sauber ungenutzt auf dem Boden seines Kleiderkranzes ruhte.

Heute war der Tag gekommen, an dem er seiner Berechnung nach ohne die zweite Decke gefahren haben würde. Denn als sich alles Suchen nach Wiege als fruchtlos herausgestellt hatte, war er mit dem Entschluß, sich ohne ihre Unterbrechung zu Bett zu legen, aus Fenster getreten und hatte an dem draußen angebrachten Thermometer gesehen, daß die für die zweite Decke erforderlichen zehn Grad unter Null vorhanden waren.

Mit freudigem Entschluß öffnete er den nur halb geschlossenen Kleiderkranz, und die nunmehr gerechtfertigte Decke herauszunehmen. Da wurde ihm vor Ueberaschung fast der Leichter aus der Hand gefallen: Wiege lag auf der wollenen Decke und neben ihr vier junge Käfigen.

Er war über den Anblick so ercent, wie Heuer und Galle zusammen, ja noch mehr. Denn er hatte nicht nur seinen Stern, sondern auch noch vier kleine Monde dazu gefunden. Er kündigte der jungen Mutter die Wohnung nicht. In seiner Freude fiel ihm ein, daß das Köpfchen nicht noch unbedrückt neben dem Spiritusflöcher stand, das er sonst zu seinem Tee zu ziehen pflegte. Er wartete sie, füllte sie in einen tiefen Gefäß und stellte sie mit ungeheurer Hülfskraft Frau Wiege zur Verfügung, die diese Wochenluppe ohne Ziererei entgegennahm und dem langen blonden Menschen den ungehörigen nächtlichen Besuch großmütig verzeih.

Gerührt betrachtete er das Idyll im Kleiderkranz, nahm den geleerten Zeller wieder an sich und ging noch einmal aus Fenster zum Thermometer seine zehn Grad unter Null mit verächtlichem Kopfschütteln betrachtend.

Dann legte er sich befriedigt zur Ruhe und war recht angenehm überrascht, daß er auch unter der einen wollenen Decke ebenso wenig froh, als wenn das Thermometer nur auf neununddreißig Grad gezeigt hätte. Auch gegen den Klagengeruch war er unempfindlich geworden, und selbst über Frau Vichtenburgs Schnarchen, das in vollen gleichmäßigen Tönen aus dem Erdgeschloß heraufschallte, vermochte er sich heute nicht zu ärgern, obwohl Frau Vichtenburg zu der begabten Klasse der Doppelkranzherinnen gehörte, die weder Zeit noch Lust ungenutzt verstreichen lassen und den ausgedehnten, wie den eingehenden Atem in gleicher Weise kunstförmig verwerten, so daß ein endloses Gewebe von Tönen entsteht, dessen einzelne aneinander gefügte Teile nur das Ohr des Kenners heraushört.

Heinrich war kein Kenner, nicht einmal ein Liebhaber des Schnarchens. Er bestimmte sich überhaupt nicht um die Geheimnisse der Tonbildung in Frau Vichtenburgs Rachenhöhle, sondern er freute sich über die beglückende Wildtätigkeit seiner Stimmung und schrieb das Schnarchen seiner Unbuddsamkeit, also die Verletzung seines rohen, selbstfühligen Gemüths, dem veredelnden Einfluß zu, den Fräulein Theas beglückende Fischnachbarschaft auf ihn ausgeübt hatte.

Er lächelte glücklich.

Die Sterne funkelten durch die kalte Winternacht in das Zimmer.

177,18

Der nächste Tag begann wie jeder im Vichtenburgschen Hause mit großem Värm. Genau genommen begann der Värm schon vorher, und ohne sein weckendes Geräusch hätte der graue Winternacht seinen Augen vielleicht nicht aufgetan und die Zeit verschlafen.

Nicht alles, was geschieht, hat einen vernünftigen Zweck, auch Frau Vichtenburgs Schnarchen nicht. Aber alles, was sich ereignet soll, bedarf eines zureichenden Anlasses, sogar Frau Vichtenburgs Schnarchen. Der heutige Anlaß beruhte in Herrn Vichtenburgs Erdbebenwau.

Der Schah.

Eine Karnevalsgegend von Franz Wichmann.
Nichts, sagen Sie, Frau Geier, nichts? Mit weit offenen Augen starrte Julius Weidenbach die Haushälterin seines verstorbenen Onkels an.

Ein Schelzchen bestätigte das Gehörte. „Der Herr Notar hat alles mit mir durchgesehen. Es war nichts zu finden.“ „Unbegreiflich! Alle Welt hielt doch Onkel Gustav für reich.“

„Weil er sehr geizig war,“ meinte die Haushälterin, „aber man kann sich täuschen.“

Wie ein glühender Stein schritt der junge Kaufmann durch die kleinen, bescheiden eingerichteten Zimmer. Alles untersuchte er und warf es unwillig wieder an seinen Platz zurück. Nur um diese wertlosen alten Schatzkisten zu finden, sollte er die weite Reise von England herüber gemacht haben!

„Ist Onkel Gustav noch auf seine alten Tage noch ein Don Juan gewesen?“ fragte er plötzlich, den Inhalt eines Kleiderkastens prüfend.

„Gott bewahre. Für Vergnügen hätte er keinen Pfennig ausgegeben.“

„Aber wie kommt denn dieses Kostüm einer Zigeunerin in seinen Schrank?“ fragte der Nefte, einen schmutzen Maskenanzug hervorziehend.

„Das war schon da, als ich vor 15 Jahren ins Haus kam. Es hat immer am gleichen Platz hängen müssen und durfte nicht angerührt werden.“

„Ist irgend eine teure Erinnerung. Ich glaube, der Onkel erzählte mir, ehe ich nach England ging, einmal von einer früh verstorbenen Jugendliebe. Nun, wert ist all das Gerümpel nichts. Gerade recht zum weiterverpacken. Morgen laß ich alles versteigern.“

Die Auktion war schnell beendet. Die wenigen Händler, die sich eingefunden, schimpften über das nutzlose Zeug. Nur das Bett, ein paar alte Bilder und der Maskenanzug erzielten leidliche Preise. Als sich Weidenbach mit der Haushälterin in den leer gewordenen Räumen allein befand, zog er ein Papier aus der Tasche. „Heute morgen war ich beim Notar. Da sehen Sie das Testament eines lachenden Erben. Seine ganze Hinterlassenschaft vermachte er mir als seinem Schwagersohne. Nicht einmal meine Reisekosten sind damit gedeckt. Entweder hat er nie Vermögen besessen, oder alles verpfändet. Für Sie sind wenigstens 200 Mk. ausgelegt. Da sind Sie besser daran als ich.“

Frau Geier fuhr gerührt mit der Schürze an die Augen. „Ach, der gute, selige Herr! — Aber ich glaube, es hat geklopft.“ Sie eilte an die Tür.

Der kleine Notariatsknecht stand draußen. „Herr Doktor Rosenberger schickt das da —“

„Wie, noch ein Brief meines Onkels?“ Verwundert betrachtete Weidenbach das Schreiben. „Wo kommt der her?“

„Er ist dem Herrn Doktor mit der Bestimmung übergeben, ihn gleich nach seinem Tode an Sie abzugeben.“

„Der Brief war ja in England!“

„Er ist als unbestellbar zurückgegangen. Sie waren schon abgereist.“

„Freilich, das Telegramm erreichte mich schneller. Nun, es ist gut, ich danke.“

Als der Schreiber gegangen, erbrach der junge Kaufmann erregt das Kuvert. „Was, Moraspredigten? Werde ein ordentlicher Mensch, lebe einfach und sparsam wie ich, halte meine Sachen in Ehren, besonders den Zigeuneranzug. Bannu, — richtig, so hieß seine Jugendliebe — Bannu trug ihn auf dem letzten Maskenball, vor ihrem Tode. Er birgt meinen größten Schatz.“

„Schatz!“ rief betroffen die Haushälterin. „Herr Weidenbach, er wird doch nicht —“

Der Nefte erbläute. „Sie meinen, daß er —“

„Herr Lohr fürchtete immer Diebe. Er suchte alles zu verstecken. Wenn er darin vielleicht sein Geld —“

„Eingeknäht! Hölle und Teufel, es wäre möglich und wir, — wir haben, — Frau Geier, ich werde verrückt!“

„Sie müssen den Anzug wieder zu bekommen suchen.“

„Wer wie? Wie? Es ist schon mehrere Stunden her. Der Tändler ging gleich damit. Haben Sie ihn gekannt?“

„Zufällig, ein gewisser Reichenmeier in der Augustenstraße.“

„Auf der Stelle muß ich hin!“ — — —

Eine halbe Stunde später trat Weidenbach mit langem Ge-

sichte aus dem Tändlerladen. Der Anzug war bereits an eine Maskengarderobe im Tal übergegangen. Mit der nächsten Droßke fuhr er dorthin.

„Ich suche ein Zigeunerinnenkostüm. Es braucht nicht neu zu sein.“

Die Frau behauerte. „Heute Vormittag habe ich eins erhalten, aber es ist vor wenigen Minuten —“

„Verliehen worden?“

„Nein, verkauft.“

„Um Gottes Willen, an wen?“

„Eine junge Dame.“

„Sie wissen den Namen?“

„Tut mir leid. Habe die Käuferin nie zuvor gesehen. Sie ist mit der Trambahn fortgefahren.“

Verzweifelt ließ Weidenbach das Geschäft. Wie sollte er unter all den Zigeunerinnen, die jetzt im Karneval auf Bällen und Rebouten herumschwärmten die rechte finden? Und doch, versucht muß es werden! Mit den Zentralfallen machte er am gleichen Abend den Anfang. Zigeunerinnen gab es genug. Die Gesichte war nicht darunter. Nach einer Stunde ging er weiter. Bei Treffler, im Münchner Klub, im Deutschen Theater, überall derselbe Mißerfolg. Alles nur noch das Kolosseum. Die Nacht war schon weit vorgegriffen. Verwundert ließ der Portier den späten Gast ein.

Verzweifelt musterte Weidenbach eine Zigeunerin nach der andern. Nirgends die rechte. Oder doch? Die stierliche Melne, die da einen Augenblick, vom Tanze sich erholend, an eine Säule lehnte trug einen Anzug, der dem Gesuchten ähnlich sah. Vielleicht hatte sie ihn etwas geändert, den Aufputz verschönert.

Um Gewißheit zu erhalten, beschloß er, gerade auf sein Ziel loszugehen.

Nach näherte er sich von hinten der schlanken Schönen. Durch ihre schwarze Samtmaste blinnte sie geradeaus in den lichtüberfluteten Saal und bemerkte ihn nicht. Neben der Säule hervortretend, redete er sie an:

„Nimm die Hand, schöne Maske, ich kenne dich.“

Sie fuhr herum. Ein paar dunkle Augen bligten ihn durch die Larve an. „Nah! das sagt jeder.“

„Wie willst du das machen.“

„Aber beweisen kann es nicht jeder.“

„Indem ich dir sage, woher du deinen Anzug hast. Aus dem Tale Nr. 65 von Kati Waldgrün.“

Sie stand verblüfft. Einen Augenblick blickte sie stumm, offenbar im Zweifel, ob sie leugnen sollte.

Dann antwortete sie mit einer Gegenfrage. „Und wer bist du?“

Er triumphierte innerlich. „Der, der dich schon lange sucht. Tanzen wir den Walzer zusammen?“

„Warum nicht!“ Sie hing sich leicht an seinen Arm und flog mit ihm in schwebendem Wirbel durch den Saal.

Als die Musik schwieg, führte Weidenbach seine Tänzerin zu den traumatischen Rischen auf der Galerie, die, von farbigen Glühlampen erhellt, mit Blumenguirlanden bekränzt und von bunten Fächchen umflattert, zu vergnüglicher Rast einluden.

Ein leeres, heimliches Plätzchen fand sich. Er bestellte Rosen und einen guten Tropfen. Die Gläser mit dem goldgelben Saft füllend, sagte er galant: „So herrlich habe ich noch nie getanzt. Ich möchte schwören, daß du vom Ballet bist.“

Ihr zartes Gesicht wurde bis an die Larve rot. „Was denkst du, ich bin Buchhalterin.“ — — sie schien zu bereuen, so viel verraten zu haben.

„Und ich Buchhalter.“

„Ah, das ist spassig.“ lachte sie. „Doch nicht bei Silberstein u. Co.“

„Nein, viel weiter. Das kannst du nicht raten. In England in London.“

„Et, und schau dir den Münchner Fasching an! Ich kannte auch einen, der nach London ging, das heißt, ich war damals noch ein Kind.“

„London ist groß, aber ich kenne viele Deutsche dort. Sage mir seinen Namen.“

„Julius Weidenbach hieß er.“

Diesmal war die Reihe staunender Verblüffung an ihm. Einen Augenblick starrte er sie wortlos an. „Um Gottes Willen, du kamst mir gleich so bekannt vor, als hätte ich deine Stimme schon einmal gehört. Freilich, es muß lange her sein. Wer bist du schöne Maske?“

„Das sage ich nicht.“

„So nimm nur einen Moment die Larve ab.“

(Schluß folgt.)

Feierstunden

Blätter für Unterhaltung und Belehrung.

In letzter Stunde.

Roman von Hugo Ebersbach.

„Das wagen Sie mir anzubieten?“ rief er empört.

„Ich soll Ihr Agent, Ihr Schlepper werden?“

„Sie sollen mich nur empfehlen, weiter nichts.“

„Solche Empfehlung würde mich in den Augen meiner Kameraden entehren.“

„Nah, die Herren, die mein Geld nötig haben, werden Ihnen für diese Empfehlung dankbar sein. Was ist's denn weiter? Schulden hat Jeder; es ist nach Ihren Begriffen, keine Unehre, sie zu machen; weshalb sollte da nicht ein Kamerad dem andern einen reellen Kapitalist empfehlen dürfen?“

„Wären Sie das, so würde ich kein Bedenken hegen, Ihren Wunsch zu erfüllen,“ sagte Alfred in verächtlichem Tone, „die Achtung vor mir selbst will ich mir wenigstens bewahren. Ich bedauere Jeden, der Ihnen in die Hände fällt; wer Sie empfiehlt, tritt seine eigene Ehre in den Staub.“

Der alte Mann lächelte geringschätzend; kein Zug in seinem gelben Gesicht verriet, daß diese Worte irgendwelchen Eindruck auf ihn gemacht hatten.

„Hatten Sie das, wie Sie wollen,“ erwiderte er; „morgen werden Sie mir entweder das Geld bringen, oder mir auf Ehrenwort versprechen, mich bei Ihren Kameraden empfehlen zu wollen. Nur in dem letzteren Falle werden Sie mich genügt finden, Ihnen eine neue Zahlungsfrist zu bewilligen, und von den Resultaten Ihrer Empfehlungen hängt es alsdann ab, wie weit diese Frist ausgedehnt werden soll.“

Alfred hatte seine Handschuhe vom Tische genommen und zog sie langsam an; ein trostiger Zug umzuckte jetzt seine Lippen.

„Wenn Sie bei dieser Bedingung beharren, dann fürchte ich, werden Sie keinen Pfennig von mir erhalten,“ sagte er; „ich werde lieber freiwillig in Not und Elend gehen, als mich entehren.“

„Dann mögen Sie sich jetzt schon erkundigen, wann Ihnen die nächste Forderung nach Amerika geboten wird,“ spottete Grunewald; „aber ich denke, Sie werden sich noch besinnen. Vergessen Sie nicht: bis morgen Mittag zwölf Uhr muß die Angelegenheit geordnet sein.“

Der Lieutenant nahm seine Mütze und verließ das Zimmer, ohne ein Wort auf die letzte Bemerkung zu erwidern: das heisere, höhnische Lachen Grunewald's folgte ihm.

„Jetzt wollen wir's abwarten!“ sagte der Bucherer. „Will er nicht tanzen, wie ich pfeife, so lasse ich ihn fallen. Seine Empfehlungen könnten mir nützen, mein Schuldbner bleibt er darum doch; mit dem Ehrenschein halte ich ihn so fest gekettet, daß er mir auf den Hintern gehorchen muß.“

Die Rückkehr seiner Tochter brach dieses Selbst-

gespräch ab. Der Notar wollte den Akt am nächsten Vormittag ausfertigen, wünschte aber vorher über einzelne Punkte desselben mit Grunewald zu reden; und so ungern auch der Bucherer sein Haus verließ, entschloß er sich doch, dem Wunsche des Notars ohne Verzug zu willfahren, damit das gute Geschäft morgen glatt erledigt werden könnte.

Mit Hut und Stod ausgerüstet, trat er, bevor er das Haus verließ, in den Hofraum hinaus.

Durchschritt man den gepflasterten Hof, den ein magerer, an der Kette liegender Hund bewachte, so gelangte man in einen kleinen Garten, der nur zur Gemüsegut verwendet wurde. Einige verküppelte, durch schlechte Pflege verkommene Obstbäume mit dürftig belaubten Zweigen standen in seiner Mitte, und der Lattenzaun, der ihn umgab, zeigte überall Rissen und schadhafte Stellen.

Hinter diesem Gärtchen lag ein ziemlich wüster Rasenplatz, der zu dem Hause gehörte, welches der Antiquar Farnow, die Witwe Schaller mit ihren Söhnen und der arme lahme Kopist Gärtner mit seiner Schwester bewohnten.

Einige wilde Kastanienbäume wucherten hier üppig; unter ihnen fanden die Bewohner des Hauses im Sommer ein kühles, schattiges Plätzchen.

Mathias Grunewald näherte sich mit verbrossener Miene dem Lattenzaun, an dem eben die Söhne der Frau Schaller standen.

Sie waren beide robuste, kräftige Gestalten mit hellblondem Haar und frechen, trotigen Zügen; der Jüngere von ihnen zählte mindestens fünfundsanzig Jahre.

„Was macht Ihr da?“ fragte der Bucherer misstrauisch.

„Hat er dich gefragt, Otto?“ wandte sich der Jüngere ironisch zu seinem Bruder.

„Ich glaub', es galt dir, Hermann,“ lautete die Antwort, „er sieht ja, daß ich die Hände in der Tasche habe.“

„Ihr habt wohl wieder einmal keine Arbeit?“ sagte Grunewald erbost. „Das Herumlungern gefällt Euch zu gut.“

„Was arbeitet Ihr denn?“ spottete Otto. „Ihr schneidet Riemen aus anderer Leute Leder.“

„Daß ihn, sagte sein Vater; „wenn's losgeht, ist er der Erste, der an der Latzner hängt.“

„Das gefiele Euch wohl?“ höhnte Grunewald. Mein sauer erworbenes Geld möchtet Ihr teilen, wie?“ Ehe es dazu kommt, sitzt Ihr im Buchhaus.“

„Da sähet Ihr längst, wenn Alles mit rechten Dingen zuginge,“ erwiderte Hermann Schaller. „Was wollt Ihr von uns? Wir sind hier auf unermesslichem Boden, und was wir hier tun, geht Euch nichts an.“

„Die Vogelstrecke muß ihrem Aerger Luft machen,“ spottete Otto. „Sein Kind ist zu geduldig, da denkt er, sich an uns zu reiben. Aber immer zu, Alter, aber macht's nicht zu bunt, wir können unangenehm werden, und Alles lassen wir uns nicht gefallen.“

„Ihr werdet Euch noch vieles gefallen lassen müssen,“ fuhr der Wucherer auf, dem das Blut heiß in die Stirne stieg. „Schämt Ihr Euch nicht, die alte Mutter für Euch arbeiten zu lassen? Zwei gesunde, kräftige Menschen, wie Ihr seid —“

„Jetzt nehmt Euch in Acht,“ fiel ihm Otto in's Wort, während er dem Saune rasch näher trat; in dem was wir wollen, lassen wir uns keine Vorschriften machen. Ihr gehört auch zu denen, die da meinen, der Arbeiter müsse seinem reichen Herrn für jedes Stück Brot die Hand küssen, und wir seien nur dafür da, um mit unserm Schweiß die anderen zu mästen. Wir verlangen von unserer Mutter nichts; wenn wir einmal Geld haben müssen, kommen wir zu Euch.“

Der Wucherer blinzelte ihn starr an, er mochte wohl bis zu diesem Augenblick noch nicht daran gedacht haben, welche Gefahr hier seinem Gelde drohte.

„Zu mir?“ erwiderte er. „Das versucht, wenn Ihr mit der Polizei Bekanntschaft machen wollt. Uebrigens werde ich hier eine Mauer ziehen lassen, man darf von solchem Gefindel Alles erwarten.“

„Dazu seid Ihr zu geizig,“ spottete Hermann; „übrigens kommen wir auch über eine Mauer herüber, wenn wir Euch an's Leder wollen.“

„Und die Zeit kommt vielleicht schon bald, wo Ihr Euch auf unsern Besuch gefaßt machen müßt,“ fügte sein Bruder hinzu; „Alles muß geteilt werden, die Arbeiter haben lange genug das Elavenjoch getragen.“

Damit wandten ihm die Beiden den Rücken und gingen über den smaragdgrünen Rasen nach Hause zu. Mathias Grunewald blieb, eine Verwünschung murmelnd, noch einige Sekunden an dem Saune stehen, dann trat auch er mit Kopfschütteln ärgerlich den Rückweg an.

5. Im Hause des Gerbers.

Die Nachricht von der Verhaftung ihres Sohnes hatte auf die Mutter Hugo's einen betäubenden Eindruck gemacht.

Sie konnte an seine Schuld nicht glauben, wenn sie andererseits auch zugeben mußte, daß seine Mitteilungen über den französischen Flüchtling sehr unglaubwürdig, so, wie eine aus der Luft gegriffene und noch dazu plump erfundene Geschichte lauteten.

Daß er selbst die Untersuchung und damit auch seine Verhaftung beantragt hatte, bestärkte sie in ihrem Glauben an seine Schuldlosigkeit, aber ihr bangte auch vor den Gefahren, die durch diesen Antrag heraufbeschworen waren. Der Schein zeugte gegen ihn, das ließ sich nicht leugnen; wie leicht konnten anscheinend überzeugende Beweise gefunden werden, die der Schuld überführten und seine Richter veranlaßten, den Stab über ihn zu brechen!

Die schwergeprüfte Frau eilte zu dem Kommerzienrat und dem alten Buchhalter; die Beiden verneigten ihr keinen Trost zu geben; die Tatsache der Unterschlagung ließ sich nicht leugnen, und allem Anschein nach konnte nur Hugo die verbrecherische That begangen haben.

Sie verhehlten ihr nicht, daß der Leichnam Alfred's den Bruder zu diesem Schritt gedrängt haben mußte, und die Last, unter der die arme Mutter zu erliegen drohte, wurde durch diese Mitteilung nur noch schwerer und drückender.

Sie mußte Gewißheit haben, sie ließ nicht nach, bis Alfred ihr die volle Wahrheit berichtet hatte. Immer dunkler und trostloser wurde die Nacht,

die vor ihr lag, und in der sie keinen Hoffnungsstern entdecken konnte.

Ein Sohn im Gefängnis, der andere mit dem Verluste seiner Existenz und seiner Ehre bedroht!

Die Frage, wie ihr eigene Existenz sich nun gestalten werde, drängte sich ihr auf und gestellte sich zu der schweren Sorge um das Schicksal ihrer Söhne für deren Rettung sie die schwersten Opfer mit freudigem Herzen gebracht hätte. Ihr Schwager, der reiche Gutbesitzer, wollte von den Verwandten seiner Gattin nichts wissen, und seine Frau hatte nie ein Herz für ihre Schwester gehabt.

Dieselben hatten keine Kinder, sie konnten sich das Leben so angenehm machen, wie sie es nur wünschen mochten; sie verkehrten in Kreisen, die den Ältern Hugo's stets verschlossen geblieben waren; so gingen die Wege der beiden Schwestern mehr und mehr auseinander; und glaubte Frau von Weilen einmal, ihrer Schwester eine Aufmerksamkeit erzeigen zu müssen, so gewann dieses den Anschein eines Almosen, und dadurch wurde die Klust nur noch mehr erweitert.

Bei diesen Verwandten konnte Frau Helwig sich weder Rath noch Trost holen, sie durfte von ihnen nur harte, verletzende Bemerkungen und Urtheile erwarten.

Der Bruder ihres verstorbenen Mannes, der Gerber Bertram Winkel, hatte ihr zwar auch niemals besondere Theilnahme bewiesen, aber sie mußte ihn achten, und sie durfte hoffen, an ihm in dieser schweren Zeit eine Stütze zu finden.

Bertram Winkel hatte sich durch rastlosen Fleiß vom mittellosen Gerbergesellen zum vermöglichen Meister emporgearbeitet.

Sauer genug war es ihm geworden, aber er hatte nicht geruht, bis er sein Ziel erreicht hatte; und wenn man ihn jetzt einen harten, geizigen Mann nannte, so bedachte man bei diesem Vorwurfe nicht, wie schwer er sein Vermögen hat: errungen müssen.

Ein eigenwilliger Mann war er auch; der Friede in seinem Hause würde wohl oft gestört worden sein, wenn nicht seine gute, geduldige Frau ihr eigenes Wollen dem feineren untergeordnet hätte; und da sie es ohne Murren tat, konnte man diese Ehe eine glückliche nennen.

Zwei Kinder besaß dieses Ehepaar; eine Tochter die in allen Stücken der Mutter gleich und wie diese dem Willen des Vaters schweigend sich unterordnete, und einen Sohn, der dem Gerber schon manche böse Stunde bereitet hatte.

Georg sollte ebenfalls Gerber werden, der Vater wünschte es, aber er erklärte, keine Neigung dazu zu fühlen, und damals schon war es zu einem ersten Konflikt zwischen Vater und Sohn gekommen.

Vielleicht würde Georg nachgegeben haben, wenn man ihn zu einem anderen Gerber in die Lehre geschickt hätte; er fürchtete die Strenge des Vaters, gegen die sogar die Gesellen sich aufbäumten.

Nach langem Ueberlegen hatte er sich endlich entschlossen, zu einem Kupferschmied in die Lehre zu gehen; der Meister war ein schwacher Mann, der Sohn ein Taugenichts, Georg geriet auf die Bahn des Leichthins, die Vorurtheile des Vaters blieben fruchtlos, sie führten nur zu heftigen Szenen. Dem jungen Manne sagte das mühevoll Handwerk bald nicht mehr zu; er erlernte die Brauerei und der Gerber überließ ihn seinem Schicksal, er wollte Ruhe und Frieden in seinem Hause haben, so sehr er auch im Stillen sich ärgern mochte.

Es war Abend, als Frau Winkel in das Wohnzimmer ihres Schwagers trat.

An dem runden Tische, auf dem bereits die brennende Lampe stand, saß die Hausfrau, emsig mit einer Handarbeit beschäftigt, indes der Gerber mit großen Schritten auf und nieder wanderte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Notar von Argostoli.

(Fortsetzung.)

Ein kranker Greis, der unfähig ist sich zu wehren und mit dem alten Diener Nicolo allein wohnte, konnte ja von zwei einbringenden Schurken während der Nacht leicht überwältigt werden, und da das Meer so nahe ist, war eine Flucht nach vollbrachter That eben so wenig schwierige Sache. Gott mag wissen, wie weit die Mörder jetzt schon entflohen sind!

„Das ändert aber nichts an unserer Pflicht, nie zu zagen, bis wir sie finden, Herr Tapas,“ bemerkte der Polizeichef. Dann wandte er sich an den Arzt mit der Frage, ob es denkbar sei, daß der Graf während der Nacht in einem Anfall von Schwäche in einen solchen Zustand habe gerathen können, daß das zufällig auf sein Gesicht gefallene Kissen sein Gesicht veranlaßt habe. Die Antwort des Arztes lautete: jedoch dahin, daß das Aussehen des Antlitzes und die Lage der Gliedmaßen nur auf einen Tod schließen lasse, wie er in Folge eines langen heftigen Kampfes, nicht in Folge von Schwäche eintreten pflege.

Auf Verlangen des Richters legte der alte Nicolo die Rippen genau in dieselbe Lage auf den Kopf des Toten, wie er sie beim Eintritt in das Zimmer vorgefunden hatte, und man erkannte sofort, daß sie nicht durch Zufall, sondern mit Vorbedacht und Anstrengung in diese Lage hatten gebracht werden können.

Der Polizeichef entschlief hierauf den Körper von seinen Umhüllungen und da zeigte sich nun, daß das Leintuch am Fußende vollständig zerrissen war, obgleich dasselbe nach der Aussage Nicolo's noch ganz neu und erst am gestrigen Tage in Gebrauch genommen war. Es mußte also von dem Verstorbenen während des Todeskampfes zerrissen worden sein.

Bei einer Durchsichtigung der im Zimmer befindlichen Möbel fand sich aber nirgends die geringste Spur von Unordnung. Im Schreibtische der noch verschlossen war, lagen in einer Schublade etwa tausend Florins in Gold- und Silbermünzen.

Jetzt machte der Notar den beiden oberleitenden Personen die Mitteilung, daß er ein vor einem Monat ausgefertigtes Testament des Grafen Stannet verwahre, und daß darin dessen Neffe Gerasimo als Universalerbe eingesetzt sei. Das Altestenbild selbst werde er zu rechter Zeit dem Gerichte vorlegen.

Nach dieser Mitteilung ward in der Durchsichtigung des Gemaches weitergefahren. Sogar die Fenster waren sämtlich geschlossen und in vollständig unberührtem Zustande. Der Polizeichef konstatirte hierbei die Unmöglichkeit, dieselben von außen ohne Gewalt zu öffnen, von welcher sich aber keine Spur fand.

„Es ist doch erstaunlich,“ bemerkte der Untersuchungsrichter wenig glänzend. „Daß der Graf ermordet worden ist, steht außer Zweifel; auffallend aber ist dabei, daß die Tische tausend Florins unberührt liegen, und schließlich können sie doch auch nicht durch das Schlüsselloch eingedrungen sein. Nicht wahr, Herr Notar?“

„Gewiß, gewiß!“ nickte Tapas und trocknete sich den Schweiß von der runzeligen, fahlen Stirn.

„Wohnt niemand außer Ihnen im Schlosse?“ wandte sich der Richter an Nicolo.

„Außer Herrn Robines, dem Sekretär des Ermordeten, und mir wohnt niemand hier,“ antwortete der alte Diener.

„Und Sie schließen die Thür jeden Abend?“ warf der Polizeichef ein.

„Jawohl, jeden Abend.“

„Und Sie sind sicher, dieselbe gestern Abend auch geschlossen zu haben?“

„Ohne allen Zweifel.“

„Haben Sie dieselbe auch heute morgen noch geschlossen gefunden?“

„Nein, ich fand sie offen. Da indessen Herr Robines auch einen Schlüssel besitzt und erst spät in der Nacht nach Hause kam, hatte ich nicht den geringsten Argwohn, indem ich glaubte, er habe die Thür zu schließen vergessen.“

„Also Herr Robines hat auch einen Schlüssel zu dieser Thür?“ rief Tapas, wobei seine vorher noch bleichen Lippen sich färbten, und die hinter der grünen Brille versteckten Augen unheimlich funkelten.

„Lassen Sie Herrn Robines kommen,“ befahl der Richter.

„Herr Robines ist nicht hier, denn er reiste heute früh nach Corcyra,“ antwortete Nicolo.

„Wie? Also in der Nacht spät zurückgekommen und heute früh schon abgereist? Beim Bacchus!“ murmelte der Notar, indem er seine Brille auf die Stirne schob und eine ganz erstaunte Miene machte.

„Er ist also nach Corcyra abgereist?“ fuhr der Richter fort. „Können Sie mir vielleicht die Stunde angeben, in der Herr Robines gestern nach Hause gekommen ist?“

„Meine Herren,“ sagte Nicolo mit zitternder Stimme, „wagten Sie es nicht, zu argwöhnen, als ob Robines der Mörder des Grafen sei?“

„Guter Freund,“ warf der Notar rasch ein, „Robines ist jung. Ich liebe ihn zwar, wie meinen Knaben, aber ich selbst bin doch ein alter Mann, und die Verurteilung hat immer ihren Reiz. Uebrigens ist die Sache wichtig genug; das Gericht muß den gesunden Boden verfolgen, und ich wünsche gewiß, daß sich dabei die Schuldlosigkeit des Sekretärs herausstellt.“

„Er hat Recht,“ bemerkte der Richter salbungsvoll; „wir müssen alle Umstände prüfen; liegt es doch gerade im Interesse des Verdächtigen, daß seine Schuldlosigkeit bald festgestellt wird. Ich bitte Sie also, mir zu antworten. Wann ist Robines gestern nach Hause gekommen?“

„Ich kann das nicht mit Sicherheit angeben; es war um Mitternacht,“ antwortete der Diener.

„Um diese Zeit schliefe aber der Graf gewiß,“ fiel Tapas ein, indem er sich anstellte, als sei die Bemerkung unwillkürlich entflohen.

„Haben Sie Robines beim Nachhausekommen gesehen?“ forschte der Richter.

„Nein, aber ich habe ihn kommen hören; der Schall seiner Tritte weckte mich auf; ich bin aber gleich darauf wieder eingeschlafen.“

„Und sonst haben Sie nichts gehört?“

„Ich habe noch gehört, daß Robines sich in sein Zimmer begab, von dort aber sofort zurückkam und sich nach dem Zimmer des Grafen wandte. Ich vernahm, daß dort beide sich unterhielten, und schließ unterbreiten wieder ein.“

Tapas warf dem Richter und dem Polizeichef einen bedeutsamen Blick zu.

„Sind Sie gewiß, daß der Graf noch lebte, als Robines heute morgen abreiste?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Nicolo und brach von neuem in Schlingen aus.

„Was? Er wäre abgereist, ohne den Grafen zu grüßen?“ bemerkte der Notar mit Hast.

„Ja, er reiste ab, ohne sich zu verabschieden,“ versetzte Nicolo. „Er sagte mir jedoch, daß er gestern Abend bereits Abschied genommen habe und deshalb, wie auch wegen seiner Eile, den Kranken nicht hören wollte.“

Der Richter und der Polizeichef sahen sich bei diesen Worten verständnisvoll an und nickten.

„Sehr verdächtig in der That,“ murmelte Tapas, als wollte er den Gedanken der beiden andern in Worte kleiden. „Zu dessen kann ich nicht begreifen, daß Robines — er mußte doch irgend ein Interesse daran haben, so zu handeln. Solange der Graf lebte, hatte er eine angenehme Stellung, oder hoffte er vielleicht, bei der Erbchaft beteiligt zu sein?“

„Sei es, wie es will,“ entschied der Richter; „Robines muß sich zum Verhör stellen. Das übrige werden wir ergründen.“

Hiermit war die Aufnahme des gerichtlichen Augenscheins beendet. Die Polizei erteilte die Erlaubnis zur Befragung des Toten, welche denn auch mit großem Pomp und unter lebhafter Beteiligung der Bevölkerung stattfand. Am folgenden Tage präsentirte Tapas das Testament des Grafen Stannet dem Tribunal in Argostoli. Es ward ohne Schwierigkeit als rechtsgültig anerkannt. Hierauf sandte er dem Grafen Gerasimo ein Billeit, das kurz lautete: „Böje und traurige Neuigkeiten, Herr Graf. Der liebe Onkel ist abgegangen und sein Testament ernannt Sie zu seinem Universalerben, worüber Sie hoffentlich nicht vor Kummer sterben werden. Ich rate Ihnen, sobald noch nicht nach Argostoli zu kommen; denn es sieht sehr düster hier aus. Bleiben Sie also, wo Sie sind, oder — was noch besser ist — reisen Sie solange, bis Ihr gerechter Schmerz sich gemildert hat.“

5. Das Verhör.

Die Dampfschiffe waren damals noch selten. Robines hatte daher für seine Reise nach Corcyra sich eines Segelschiffes bedienen müssen, und man kann sich die Ungebuld des jungen Mannes denken, als die Fahrt wegen Ungunst des Wetters fast vier Tage dauerte. Endlich lag er in den Armen seiner Mutter.

Fortsetzung folgt.